

KARIN SLAUGHTER

UNVERSTANDEN

Thriller



blanvalet

da?«

Plötzlich war BelOdor nicht das Einzige, was die Atemluft aus dem Raum saugte.

An fragte: »Was für Blut an welchem Auto?«

Daryl nickte in Martins Richtung. »Heute Morgen. Er hatte auch Blut an den Händen. Ich dachte mir, er hat vielleicht ein Reh überfahren oder so, aber da waren Haare auf der Stoßstange – also, Haare wie von einem Kopf.« Er zuckte die Achseln. »Und dann hat Darla ihn draußen beim Müllcontainer gesehen, wie er seinen Aktenkoffer zu Brei geschlagen hat.« Er schaute wieder Martin an. »Du solltest mit jemandem über deine Ausbrüche reden, Mann.« Und damit verließ er das Büro.

Martin spürte, dass sein Mund sich bewegte, aber es kam kein Wort heraus.

Benedict griff sich hinten unters Jackett und zog Handschellen heraus. »Martin Reed, ich verhafte Sie wegen Mordes an Sandra Burke.«

»Sandy?«, fragte er und reckte den Hals, um die Treppe hochzuschauen, während Benedict ihn herumdrehte wie einen Sack Kartoffeln. War das der Grund, warum sie nicht heruntergekommen war, um über *Let's Dance* zu reden? Martin war fassungslos. »Warum sollte ich Sandy etwas tun? Warum sollte ich irgendjemandem etwas tun?«

»Mr. Reed«, sagte An. »Warum klären Sie die Sache nicht jetzt sofort auf und sagen uns, wo Sie gestern Abend waren?«

Martin schluckte und wurde wieder rot. Das war furchtbar, einfach nur furchtbar. War nicht genau das in Grishams »Der Gefangene« passiert – dass irgendein armer Schlucker zur richtigen Zeit am falschen Ort war?

»Mr. Reed?«

Grisham war Anwalt. Er wusste, wie so etwas funktionierte. Im Kopf ging Martin die juristischen Ratschläge in dessen vielen Büchern durch. »Der Klient.« »Die Begnadigung.« »Die Berufung.«

»Ich glaube«, setzte Martin an, »ich habe das Recht zu schweigen.«

Wir erfahren, dass an An mehr ist, als man mit dem bloßen Auge sieht oder Stille Wasser sind tief, und An fischt gern im Trüben

An beobachtete Martin durch den Spionspiegel. Er saß allein im Verhörzimmer, das teigige Gesicht angespannt vor Angst. Die Haarschüppel auf seinem Kopf erinnerten sie an Charlie Brown. Er ballte in regelmäßigen Abständen die Fäuste auf dem Tisch, als hätte Lucy ihn wieder einmal überredet, den Ball zu treten. So hatte er auch die Fäuste geballt, als sie in sein Büro gekommen waren – oder in das, was Martin als sein Büro betrachtete. Für An hatte es eher ausgesehen wie ein Pausenraum mit zwei Schreibtischen und Wänden aus Kartons voller Inkasso- und Außenstandsbelegen. Falls es irgendjemand komisch fand, dass die Buchhaltung sich praktisch neben den Toiletten befand, sagte jedenfalls keiner etwas.

Bruce öffnete die Tür und kam herein. »Fehlanzeige in seinem Haus.«

An hatte schon vermutet, dass die Durchsuchung des Reed-Hauses nichts bringen würde.

»Seine Mutter ist total verängstigt, sagt, dass er sich in letzter Zeit komisch verhalten hätte. Könnte sein, dass er wieder säuft.«

»Wieder?«

»Sie sagt, er redet nicht darüber. Versucht wohl gerade, von der Flasche wegzukommen.« Bruce zuckte die Achseln, viele Polizisten versuchten, von der Flasche wegzukommen. »Hat übrigens eine ziemliche Kodderschнауze, die Frau. Was die so vom Stapel lässt, da bin sogar ich rot geworden.«

Und das von einem Mann, der »verfickt« als normales Adjektiv benutzte. An konnte nichts dagegen sagen. Bei Gefangenen war sie auch ziemlich unverblümt, denn die reagierten eher auf Drohungen als auf Höflichkeiten.

Bruce fuhr fort: »Du solltest sein Zimmer sehen. Bücher von einer Wand zur anderen und noch mehr in Kartons in der Garage. Ich rede von Tausenden. Der Kerl muss die ganze Zeit lesen.«

An studierte Martin. Auf sie wirkte er nicht sehr intellektuell. »Was für Bücher?«

»Vorwiegend Thriller. James Patterson, Vince Flynn – solche Sachen.«

An konnte auch dagegen nichts sagen. Wenn eine Columbo-Folge lief, ging sie nicht einmal ans Telefon. Wobei es nicht sehr oft klingelte, allerdings wurde sie dauernd von irgendwelchen Umfrage-Heinis belästigt, die ihre Meinung zu allem Möglichen wissen wollten. Wenn man mit diesen Leuten nur ein Mal redet, lassen sie einen nicht mehr in Ruhe. »Hat seine Mutter ihm für gestern Abend ein Alibi gegeben?«

»Sie sagt, er habe sie zu einer Erledigung gefahren, dann seien sie nach Hause zurückgekehrt, er sei noch einmal weg und sie habe ihn erst am nächsten Morgen wiedergesehen.«

An nickte und verarbeitete die Information. Durch den Spiegel sah sie, dass Martins

Mund sich bewegte, er murmelte etwas vor sich hin.

»Was für ein Blödmann«, bemerkte Bruce.

An konnte ihm nicht widersprechen, aber war dieser Blödmann ein Mörder?

Bruce schien ihre Gedanken zu lesen. »Wir haben Reeds Blut vermischt mit dem des Opfers auf der Stoßstange und im Kofferraum gefunden.«

»Du hast seine Hände gesehen. Was er über die Schnitte sagte, würde das Blut erklären.«

»Wenn er unschuldig ist, warum hat er dann seine Aktentasche mit Säure abgewischt?«

»Vielleicht ist er heimtückischer als er aussieht«, gab sie zu.

»Er steht auf dich.«

»Also bitte.« Männer standen nicht auf Anther. Sie war auch kaum eine üppige Sirene.

»Aber das könntest du ausnutzen. Lass ihn glauben, dass er eine Chance hat. Der Kerl hat wahrscheinlich keine Möse mehr gesehen, seit er aus einer rausgeschlüpft ist.«

An reagierte nicht darauf. Sie war seit fast zwanzig Jahren Polizistin. Anfangs hatte sie prinzipiell jede sexistische Bemerkung und jeden schweinischen Witz ihrer meistens männlichen Kollegen kritisiert. Das hatte ihr jedoch nichts gebracht außer den Ruf, lesbisch zu sein. Als sie darauf beharrte, dass sie absolut nicht homosexuell sei, hatten sie ihr vorgeworfen, dass sie sich ihrer Sexualität schäme. Als sie darauf hingewiesen hatte, dass sie (damals noch) verheiratet sei, hatten sie nur traurig den Kopf geschüttelt, als wollten sie fragen, wie weit sie gehen wolle in der Verleugnung einer Liebe, die sie nicht zu bekennen wage. Im Lauf der Jahre war An so oft verleumdet worden, dass sie, um sich zu schützen – und eigentlich, um ihre Arbeit vernünftig tun zu können – angefangen hatte, den Münchhausen zu spielen.

Den Münchhausen spielen. Was für eine hübsche Umschreibung für lügen. An war keine Lügnerin von Natur aus. Ihr Vater hatte Lügen verabscheut und ihr sehr früh eingebläut, dass die Strafe für eine Lüge schlimmer sei als die Strafe nach einer Beichte. Und doch erzählte sie jetzt nach Herzenslust Lügengeschichten. Und es war ihrem Herzen wirklich eine Lust, allerdings nur, wenn sie sich gehen ließ und ihren eigenen Lügen Glauben schenkte.

Und so war es passiert: Charlie, ihr Ehemann, war gestorben. Das war vor fünfzehn Jahren. Nun war zu Hause niemand mehr, für den sie kochen, waschen und bügeln konnte. Ein großer Fall war eben gelöst worden – ein Kindsmörder kam auf den elektrischen Stuhl. Man war in Feierlaune. An beschloss, in die Polizistenkneipe ums Eck zu gehen und mit ihren Kollegen in Blau ein paar Gläser zu trinken.

Alle betranken sich, aber An vertrug mehr als die anderen. Vielleicht aber auch nicht. Irgendwer machte sie an. Ein anderer meinte, das wäre vergebliche Liebesmüh. Ein dritter nannte sie eine Lesbe. Der nächste nannte sie frigide. Vielleicht war es das Wort »frigide«, denn so hatte Charlie sie genannt, als sie, aus irgendeinem verrückten Grund, keinen Sex haben wollte, nachdem er sie geschlagen hatte.

Egal, wie es genau passiert war, so wurde auf jeden Fall Jill geboren.

Jill war eine Krankenschwester, die mit Kindern arbeitete. Sie war eine freundliche und fürsorgliche Frau. Jetzt hatte man bei ihr Brustkrebs festgestellt. Sie war die Liebe in Ans Leben. Sie starb. Alle hatten Mitleid mit ihr. Und alle hielten plötzlich den Mund.

Am nächsten Morgen wachte An mit entsetzlichen Kopfschmerzen auf. Als sie in die

Arbeit kamen, waren alle still und respektvoll. Einige fragten, wie es Jill gehe. »Jill?«, hatte sie nachgefragt, und dann war sie ihr wieder eingefallen, die alkoholisierte Münchhausiade vom vergangenen Abend. Sie hatte den Kopf gesenkt, gemurmelt: »Ich will eigentlich nicht darüber reden«, und war dann in die Damentoilette gerannt, wo sie ihre Handtasche ausputzte, sich die Nägel feilte und ein kurzes Nickerchen hielt. Als sie schließlich wieder herauskam, empfingen ihre neuen Freunde sie mit besorgten Blicken und »Kopf hoch«-Aufmunterungen.

Zu einer Gruppe zu gehören war ein völlig neues Gefühl für An. Nicht dass sie nie Freunde gehabt hätte, aber als Tochter niederländischer Immigranten hatte sie nirgendwo richtig dazugepasst. Im Sommer, wenn die meisten Mädchen ins Ferienlager fuhren, besuchte sie die Verwandtschaft in Hindeloopen, schlenderte durch die schmalen Straßen und über die Holzbrücken ihrer seefahrenden Ahnen, und passte mit ihrem breiten Südstaatenakzent auch dort nicht so recht dazu. Ihren Eltern erging es nicht besser. Wie viele Immigranten vor ihnen waren auch sie nach Amerika gekommen, um hier ein besseres Leben zu finden. Und wie bei diesen früheren Immigranten war das Leben, das sie sich hier schufen, im Wesentlichen dasselbe wie das alte zu Hause, nur eben in einem anderen Land. Sie gingen zu Festen der Niederländisch-Amerikanischen Gesellschaft. Sie tranken Heineken und lutschten *Honingdrop*-Bonbons, die die Verwandten zu Hause ihnen schickten. Die meisten ihrer Freunde waren kinderlose, niederländische Auswanderer, bis auf ein paar verschlagene Norweger, die bei Festen meistens in der Ecke standen und nur miteinander Norwegisch redeten.

Wenn man das Haus der Albadas betrat, würde man nie vermuten, dass man sich noch immer im amerikanischen Süden befand. Ans Mutter war Kunstlehrerin, der es ein Herzensanliegen war, Form und Funktion in Einklang zu bringen. Jedes Zimmer war farbenfroh in leuchtenden Rot-, Gelb- und Grüntönen dekoriert. Das Esszimmer war beherzt blau gestreift. Es gab Schränke, die sie von zu Hause mitgebracht hatten, mit Blumen- und Schnörkelschnitzereien auf jedem Quadratcentimeter Holz und angemalt in Komplementärfarben. An Halloween zog ihre Mutter ihr *chintzwentke* an und – rein als Zugeständnis für ihre ignoranten Kunstschüler – das Paar Holzschuhe, das sie an einem Souvenirstand am Schiphol Airport gekauft hatte.

Ihr Vater war überqualifiziert, wie es bei Niederländern so üblich war, und bestand darauf, dass seine Tochter sich an ihm ein Beispiel nahm. Wenn An nicht lernte, arbeitete sie an freiwilligen Projekten, die ihre Noten noch besser machten, oder half ihrem Vater in seinem Labor (Eduard Albada war Botaniker im Dienst des Staates Georgia). Im Hinterhof hatte er eine kleine Hütte – ihre Mutter nannte sie *likhus*, nach den kleinen Häusern in Hindeloopen, in denen die Familien der Schiffskapitäne wohnten –, und an den Wochenenden schaute An ihm stundenlang dabei zu, wie er mit seinen ruhigen, kantigen Händen verschiedene Pflanzen kreuzte, um eine Tulpe zu kreieren, die dem launischen Klima des Südens besser standhielt.

Und so kam es, dass An als sehr geliebtes, einziges Kind ohne viele Freunde in ihrem Alter aufwuchs. Sie war nie besonders einsam gewesen, oder zumindest *dachte* sie, sie sei nie einsam, doch als Jill in ihr Leben kam, merkte sie, dass sie immer allein gewesen war. Auch in ihrer Ehe mit Charlie hatte sie immer das Gefühl gehabt, dass sie nicht so recht zu

ihm gehörte, dass er sie nicht so richtig sah, wenn sie ein Zimmer betrat oder eine Frage stellte.

Aber nun war es anders. Das alles war an dem Tag vorbei, als An aus der Toilette kam und von ihren Kollegen als Gleichgestellte empfangen wurde. Wann war es passiert? Wann war aus Jill, die ja anfangs nur ein Produkt ihrer Fantasie gewesen war, ein lebender, atmender Teil von Ans Leben geworden? Als sie Papierschnipsel und Staubflusen aus ihrer Handtasche räumte, wäre sie nie auf die Idee gekommen, dass Jill in ihrem Kopf zu einer realen, körperlichen Person werden könnte.

Na ja, An musste zugeben, dass sie dieses Märchen anfangs ziemlich ausgenutzt hatte. Sie nahm sich frei mit der Ausrede, sie müsse Jill zur Chemotherapie begleiten, obwohl sie eigentlich nur Menstruationskrämpfe hatte und auf TBS ein John-Wayne-Marathon lief. Dann kam der Tag, als sie verschief und eine wichtige Besprechung verpasste. Zu sagen, Jill sei es nach der Chemo ziemlich schlecht gegangen und sie habe sie zum Arzt fahren müssen, war nur eine kleine Notlüge gewesen. Was brachten diese blöden Besprechungen denn überhaupt? Sie waren Polizisten. Sie mussten nicht in einem miefigen Besprechungszimmer zusammengepfercht werden und sich sagen lassen, dass sie die Bösen fangen sollten.

Natürlich konnte man nicht bestreiten, dass es schon eine gigantische Lüge gewesen war, als An eine Woche in Florida Urlaub gemacht hatte mit der Ausrede, sie müsse mit Jill in die Mayo-Klinik fliegen, um dort einen weltbekannten Spezialisten aufzusuchen. Einige Kollegen bemerkten ihre Sonnenbräune, die An damit erklärte, dass sie während der Bestrahlungen bei Jill gesessen sei. Vielleicht war es aber auch gar keine so große Lüge mehr, denn zu der Zeit fühlte An bereits eine wirkliche Verbindung zu Jill. Der Gedanke an lesbischen Sex war zwar nicht besonders verlockend (oder überhaupt eine konkrete Vorstellung, denn was genau machten zwei Frauen eigentlich miteinander?), aber An gefiel das Konzept der Kameradschaft, der Verbindung zu einem anderen menschlichen Wesen.

Kurz gesagt, sie verliebte sich.

In den folgenden Monaten wurde aus dem Mythos Jill eine Realität. An arbeitete bereits sei drei Jahren als Detective, aber bevor Jill auftauchte, hatte keiner sich die Mühe gemacht, mit ihr zu reden. Das Wissen, dass An eine kranke Geliebte hatte, machte sie für diese Männer irgendwie menschlicher. Sie schloss Freundschaften – lebenslange Beziehungen. Einige Kollegen hatten Frauen, die Brustkrebs gehabt hatten. Sie gaben An Bücher zum Thema Überleben. Dann standen sie eines Tages alle um ihren Schreibtisch herum und gaben ihr eine Meldeliste. Tränen traten ihr in die Augen, als sie erkannte, dass die gesamte Truppe sich für den Avon-Brustkrebs-Marsch angemeldet hatte.

In diesem Augenblick wusste sie, dass Jill sterben musste. Zu viel Wasser war bereits unter der Brücke hindurchgeflossen. An erzählte so viele Geschichten, dass sie den Überblick verlor. Das Schlimmste war, dass die Leute Jill kennenlernen wollten. Sie wollten diese starke Frau kennen, die dem Tod ins Gesicht gesehen hatte. Merkwürdigerweise war ihr an dem Tag, als sie in der Arbeit anrief, um ihrem Chef zu sagen, dass Jill verschieden sei (passenderweise war es genau der Tag, als es bei Macy's die alljährliche Fünfzig-Prozent-Rabatt-Aktion gab), die Kehle so eng geworden, dass sie auflegen musste.